

LIEBES GRÜSSE AUS MOSTRICH

Über das Buch

Was macht der Bauarbeiter-Darsteller im Supermarkt an der Problemkasse? Dürfen Moslems an Kindergeburtstagen Fleisch essen? Wie erfolgreich kann eine misanthropische Partei werden und was haben die Punks mit dem Rindenmulch auf dem Wanderweg vor?

»Liebesgrüße aus Mostrich« enthält 25 Kurzgeschichten, die viele Fragen aufwerfen, einige beantworten, vor allem aber köstlich unterhalten. Abgerundet wird das Buch durch kurze Gedichte und Gedankenketten des Autors, sowie Illustrationen von Leni Diemke.

Über den Autor

Meikel Neid wurde 1983 als zweieiiger Einling auf dem Gipfel des Prenzlauer Berges geboren. Seitdem geht er stetig bergab. Kletternd, kriechend oder im Hopserlauf. Auf seinem Weg nach ganz unten schreibt er Kurzgeschichten und Wortaneinanderreihungen, die er für Gedichte hält. 2011 gründete er die inzwischen eingestampfte Lesereihe Müffelpansengala und war danach einige Jahre Mitglied der Berliner Lesebühne Surfpoeten. Heute gastiert er auf Bühnen hier und da. Zuweilen arbeitet er als Zeichenlehrer mit syrischen Kindern, tschechischen Gefängnisinsassen oder französischen Gabelstaplerfahrern. Immer seltener zeichnet er Cartoons, dafür aber sehr gern. Jeden Abend liest er seiner Tochter etwas von den Aleviten vor.

kontakt@meikelneid.de | www.meikelneid.de

»Ich kenne Meikel nicht.
Seine Geschichten sind gut.
Glaube ich.«

OL, CARTOONIST

»Lest das mal. Ist gut.«

AHNE, AUTOR

»Wenn ich Humor hätte,
würde ich dieses Buch
lieben!«

KEN DIELEIM, BWL-STUDENT



Buchdaten

Meikel Neid

»Liebesgrüße aus Mostrich«
Kurzgeschichten

128 Seiten • Taschenbuch
ca. 135 mm x 210 mm, 200 g
Pro Business Verlag
ISBN: 978-3-86460-899-5
Preis: 10,00 € • 1. Auflage 2018

»Meikel Neid ist ein Schelm.
Mit fast schon versöhnlicher
Feder schafft er es, den Wahn-
sinn des Alltags anekdotenhaft
zu skizzieren, mit Witz, Charme
und dem scharfen Auge des
stillen Beobachters. Noch eine
Prise Sex, und der Schinken
wird ein Bestseller.«

MORLOCKK DILEMMA, RAPPER

Bier & Bockwurst

Rottöne machen oft Probleme, wenn man etwas in Druck gibt. Verschiedene Rottöne, die man bei der Druckvorlage auf dem Bildschirm noch gut voneinander unterscheiden kann, sehen beim fertigen Produkt oft aus wie eine einzige rote Pampe. Jeder Grafikdesigner weiß das. Glaubte ich jedenfalls. Bis ich diese Packung Taschentücher in den Händen hielt, die ich in der Apotheke geschenkt bekommen habe.

Weißer Schrift auf rotem Grund. Nur das A von Apotheke ist rot. Wegen des Corporate Designs vermutlich. Vorne auf der Packung steht: ›Gesundheit! Wünscht Ihnen Ihre POTHEKE‹. Und auf der Seite: ›Beratung und Service aus Ihrer POTHEKE‹. Hat sich der Grafiker da einen Scherz erlaubt? Oder hat er vorher einfach nicht darüber nachgedacht?

Hin und wieder passieren ja Sachen, mit denen man nicht gerechnet hat.

So wie später am Abend an der Kasse in einer Kaufhalle in Prenzlauer Berg. Ich lege zwei Bier und ein Glas Bockwürste auf das Laufband und komme mir dabei vor wie ein Einwanderer, der sich nicht mit den Gegebenheiten in seiner neuen Heimat vertraut gemacht hat.

Die anderen haben Rucola, Light Joghurt und Physalis auf das Band gelegt. Etwas Fenchel, Lollo Bianco, Pinienkerne, ein isotonisches Getränk. Magerer Ziegenkäse mit Walnüssen. Eine Melone. Eine Flasche Riesling. Jeder kann es sehen, ich gehöre nicht hierher. Ich bin ein Geächteter.

Zum Glück taucht hinter mir ein Bauarbeiter auf. Er stellt einen Kasten Berliner Kindl aufs Band. Und eine Rolle Harzer Käse. Bruder im Geiste. Ich nicke ihm zu.

Gleich bin ich an der Reihe mit Bezahlen. Nur noch zwei Leute vor mir. Es hat lange gedauert, weil ich mich, wie immer, an der speziellen Kasse angestellt habe. Praktikanten, Auszubildende, Altersschwache, Phlegmatiker, kaputte Laufbänder, ich nehme alles mit. Und zwar jedes Mal.

Ich habe schon von sehr vielen Leuten gehört, dass es ihnen auch so geht. Wenn es eine Kasse gibt, an der es sehr viel langsamer zugeht als an den anderen, dann stehen sie an genau dieser Kasse.

Das gibt mir zu denken. Es kann ja nicht sein, dass alle immer an der Problemkasse stehen. Wer steht denn dann an den anderen Kassen? Dafür kann es nur eine Erklärung geben: An den anderen Kassen stehen Statisten. Nur deshalb wirkt es so, als würde es dort sehr viel schneller vorwärts gehen. Die kaufen nichts, die tun nur so.

Diese Statisten, die haben das bestimmt als Ein-Euro-Job vom Jobcenter übergeholfen bekommen. Eingliederung in die Konsumgesellschaft.

Jetzt gibt es ein Problem vor mir an der Kasse. Das war nur eine Frage der Zeit. Kartenlesegerät defekt, zu wenig Wechselgeld in der Kasse oder ungültiger Barcode, das kenne ich schon. Was jetzt kommt, ist neu.

Unter den Einkäufen der Frau vor mir befindet sich eine Wassermelone. Und die ist zu schwer. Also so schwer, dass sie nicht an der Kasse gewogen werden kann. Zuerst glaube ich, das sei ein Scherz. Doch die Kassiererin steht auf, nimmt die Melone unter den Arm und erklärt, die Waagen an der Kasse, die gingen nur bis 6 Kilo. Und diese Melone, na ja, die sei wohl etwas schwerer. Da müsse sie nach hinten, um die zu wiegen.

In der Schlange geht das Gemurmel los. Böse Blicke in Richtung der Melonenkäuferin. Die guckt verschämt zu Boden. Ein Herr ärgert sich lautstark darüber, dass er sich schon wieder an der Problemkasse angestellt hat. An einer anderen Kasse wäre es bestimmt schneller gegangen. Ich tröste ihn und erkläre ihm, dass die anderen Kassen nur Statistikkassen sind. Er habe sich an die einzig mögliche Kasse angestellt. Der Bauarbeiter und ich, wir grinsen. Noch.

Nach zehn Minuten ist auch unsere Laune nicht mehr die beste. Plötzlich ein Schrei. Von hinten. Kurz darauf kommt die Kassiererin mit einer Pappkiste unter dem Arm zurück. In der Kiste befinden sich matschige Melonenstücke.

»Tja«, sagt die Kassiererin, »die Melone, die ist auf der Waage hinten immer so hin und her gerollt. Es war kaum möglich, sie zu wiegen, ohne sie mit den Händen an den Seiten zu stützen. Und das hat natürlich das Gewicht verfälscht.«



Zwei Kästen Bier

Als Stöpsel vorschlug, sie könnten ja mal was anderes machen, hatte Stummel gedacht, es ginge darum, mal wieder vor einer anderen Kaufhalle rumzuhängen oder mal die B-Seite der kaputten Slime-Kassette zu hören. Stöpsel hatte nach zwei Kästen Bier nämlich immer ziemlich geniale Ideen.

Bis auf das eine Mal, als er ihm Hundekot statt Haarfärbemittel in den Iro geschmiert hatte. Der Gestank war so penetrant, dass er tagelang von streunenden Katzen attackiert wurde und Sterni, der Doggenmischling von Ratte, seither ständig auf seinen Kopf urinierte, um seine Markierung zu hinterlassen. Als der Gestank auch nach der zehnten Bierwäsche noch nicht verflogen war, hatte Stummel sich eine Glatze rasiert, woraufhin zwar die Katzen von ihm abließen, Sterni ihm aber weiterhin auf den Kopf pisste, wohl einfach, weil er sich daran gewöhnt hatte.

Und dann gab es da noch diesen Vorfall in der Oranienburger Straße, als Stöpsel meinte, er müsse den Reisebus voller Glatzen in komischen orangenen Klamotten mit Steinen bewerfen und sie am Ende alle von den Shaolin-Kampfkünstlern auf die Fresse bekamen, die gerade zu einer Vorführung im Friedrichstadtpalast unterwegs waren.

Diesmal ging es aber weder ums Haare färben noch um Glatzen, also war Stummel ganz Ohr. Stöpsel erklärte, dass jeder echte Punk mindestens einmal in seinem Leben eine Pilgerreise unternehmen müsse und zwar entlang des Punkerwanderweges, der sich von Berlin-Mitte durch Punkow, vorbei am Punkertal bis Punkerborn im Barnim erstreckt.

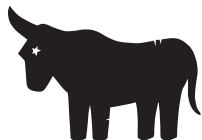
Ratte meinte, auf dieser Pilgerreise wäre er schon zig Male gewesen und das war irgendwie immer kacke gewesen, er könne sich aber nicht mehr erinnern warum. Vielleicht wegen zu viel Sterni. Kacke meinte, er wäre noch nie auf dieser Pilgerreise gewesen, während Sterni Stummel mal wieder auf den Kopf strullte. Assel meinte, es gebe überhaupt keinen Punkerwanderweg, sondern nur einen Pankewanderweg, nämlich entlang des Flusses Panke und das bewiesen ja auch etliche Karten und Ortsschilder. Schimmel zog Assel ein Sterni über die Rübe und erklärte, Ortsschilder seien Propagandawerkzeuge des Esta-

blishments, während Sterni sich erneut über Stummels Glatze erleichterte. Dann machten sie sich auf den Weg.

Anfangs waren alle guter Dinge, doch schon nach wenigen hundert Metern neigte sich der Proviant dem Ende. Schimmel wollte wissen, warum es auf einem Pilgerweg für Punker kein Bier gebe, woraufhin Stöpsel ihn fragte, was er denn glaube, woraus das Gewässer bestehe, an dem sie gerade entlangwanderten. Sofort sprangen alle in den Fluss und füllten ihre leeren Pullen auf. Stummel fand, das Bier aus dem Fluss schmeckte merkwürdig, Assel bekam Magenkrämpfe, Schimmel musste sich übergeben und Moppel fing an zu heulen. Das tat sie in letzter Zeit immer, wenn sie Kotze sah, weil sie dann an ihren Exfreund Kotze denken musste, der sie wegen Kröte verlassen hatte. Eine halbe Stunde später lag erneut Kotze am Wegesrand, diesmal allerdings kein Erbrochenes von Schimmel, sondern Kotze, der Ex von Moppel. Rotzevoll.

Kotze war von Kröte verlassen worden, und zwar wegen eines Security-Beamten aus der Sparkasse an der Eberswalder Straße, in der sie immer zu Schnorren pflegte. Moppel warf sich den komatösen Kotze über die Schultern, dann setzten sie die Reise fort.

Es muss in der Nähe von Blankenburg gewesen sein, als Lumpi sie auf ein Schild aufmerksam machte: ›Freilaufende Bullen‹. Als nur kurze Zeit später ein älteres Pärchen in Partnerlook-Trainingsanzügen auf einem Tandem an ihnen vorbeifuhr, war klar, dass es sich bei denen nur um Zivilpolizisten handeln konnte. Stöpsel rief das Codewort ›Bullenschweine‹, woraufhin alle vergeblich nach Pflastersteinen auf dem Wanderweg suchten und in Ermangelung solcher Laub und Rindenmulch nach den vermeintlichen Ordnungshütern warfen. Die rüstigen Rentner legten eine Vollbremsung hin und stiegen vom Tandem ab. Stummel musste wieder an die Geschichte mit den Shaolin-Mönchen denken und bekam es mit der Angst zu tun. Er kletterte an Sternis Schwanz hoch, setzte sich auf dessen Rücken und gab ihm die Sporen. Gemeinsam ritten sie dem Sonnenuntergang entgegen und schlossen sich in Schwanebeck einem...



Bernd Schlimmbrowski – Lebensbejahend

Bernd Schlimmbrowski konnte es nicht mehr hören, das ganze Dummgeschwätz der Politiker. Er hasste diese verlogenen Typen. Und er hasste die Konzerne. Und die Lobbyisten. Aber auch die Wähler. Und die Nichtwähler. Er hasste Steuerhinterzieher und Menschen, die freiwillig Steuern zahlten. Er hasste Demonstranten und er hasste die Polizei. Bernd Schlimmbrowski war Misanthrop und hasste einfach alle Menschen. Na gut, bis auf eine Ausnahme. Einen Menschen gab es, den er nicht hasste. Und dieser Mensch hieß Bernd Schlimmbrowski.

Sicher, er war nicht perfekt, Telefonnummern konnte er sich nicht merken zum Beispiel. Aber wen sollte er schon anrufen, mit wem sollte er reden? Die Menschen, die waren doch ohnehin alle abscheulich. Die besten Gespräche, die führte er immer noch mit sich selbst. Da kam wenigstens etwas Sinnvolles bei raus.

Manchmal sprach er auch mit sich selbst am Telefon, das heißt, er hockte auf dem Boden, hielt sich den Hörer des Telefons zart an seine Wange und redete. Er liebte es, seine Stimme zu hören. Und er liebte es, den kalten Plastikhörer an seiner Wange zu spüren. Kaltes Plastik und der erotischen Stimme von Bernd Schlimmbrowski zu lauschen, das machte Bernd ziemlich geil. Meistens endete ein Gespräch mit Bernd Schlimmbrowski am Telefon mit autoerotischen Handlungen.

Früher, da hatte er sich oft auch noch mit der Strippe des Telefons gewürgt. Aber seit sein altes Telefon bei einer heißen Nummer mit Bernd Schlimmbrowski kaputtgegangen war und er nun dieses moderne schnurlose Ding hatte, welches seine Mutter, Heide Schlimmbrowski ihm zum 40. geschenkt hatte, war das ja nicht mehr möglich.

Bernd hatte sich schon des Öfteren vorgenommen, in dem An- und Verkauf um die Ecke ein altes Telefon mit Schnur zu erwerben, vielleicht sogar eines mit Wählscheibe. Wählscheiben waren nämlich auch irgendwie geil. Nicht so geil wie Bernd Schlimmbrowski, aber nichtsdestotrotz geil. Und doch ging er nie in den Laden um die Ecke. Er verließ das Haus nur noch in äußersten Notfällen und er mochte den Besitzer des Ladens nicht. Dieser war nämlich ein Mensch.

Das mit den Menschen, dachte Bernd oft bei sich, das musste doch irgendwann ein Ende haben. Weg sein müssten sie alle. Alle, bis auf einen.

Letzte Woche hatte er bei der NASA anrufen wollen, um zu fragen, wie lange das mit der Mondkolonisierung denn noch dauern würde und ob denn auch alle Erdenbewohner darauf passen würden, aber er war im Telefonbuch in der Spalte ver-rutscht und hatte versehentlich bei der NSA angerufen und die hatten ihm gesagt, sie wüssten, was er immer mit seinem Telefon mache und er hatte gesagt, dass wisse er auch, das sei ja jetzt nichts Neues für ihn und die hatten gesagt, dass das schön wäre, dann wüssten ja alle Bescheid und er hatte gefragt, was jetzt mit der Mondkolonie wäre und die hatten gefragt, was er meine und er hatte erklärt, was er meinte und die hatten gefragt, ob er ein Terrorist wäre und er hatte gesagt, nein, er wäre Misanthrop und die hatten gesagt, dann müssten sie jetzt aber erst mal im Lexikon nachsehen und er hatte gesagt, verarschen könne er sich auch alleine. Dann legte er auf. Scheiß NASA dachte er, bevor er anfang, sich alleine zu verarschen. Das lief nicht besonders gut, denn Bernd Schlimmbrowski lässt sich nicht so einfach verarschen, schließlich ist Bernd Schlimmbrowski immer noch Bernd Schlimmbrowski.

Und da wurde es ihm klar, er war überhaupt nicht auf die Hilfe von Anderen angewiesen. Schon gar nicht auf die Hilfe von diesen amerikanischen Weltraumidioten. Er würde die Sache jetzt selbst in die Hand nehmen und eine Partei gründen. Eine misanthropische Partei.

Bernd Schlimmbrowski Partei Deutschlands? BSPD? Nein! Um auf die potenziellen Wähler nicht zu extremistisch zu wirken, hatte er kurzzeitig überlegt, seine Partei Misanthropisch Lebensbejahende Partei Deutschlands zu nennen. Da ihm MLPD aber zu lang und auch irgendwoher bekannt vorkam, strich er letztendlich das lebensbejahend und nannte seine Partei schlicht und einfach MPD. MPD, ja, das klang gut. Bernd war zufrieden mit dem Parteinamen.

Womit er allerdings überhaupt nicht zufrieden war, das waren...

